

GEGENWÄRTIG SEIN | Die Übung der Sammlung als ein Fundament helfender Berufe

Johannes Vorlauffer

Zusammenfassung | Präsent zu sein ist eine Grundmöglichkeit menschlichen Daseins, die für die Praxis und Ethik des Helfens bedeutsam ist und in diesem Beitrag als ein Fundament helfenden Handelns aufgewiesen werden soll: Sie ist jene Grundhaltung, die den Anderen in seiner Unverborgenheit ans Licht kommen lässt. Denn in ihr wird nicht nur feststellend offenbar, „was“ der Andere tut oder ist, sondern der Andere wird in dem, „wer“ er ist, zugelassen. Sie könnte daher als ein Fundament einer emanzipatorischen professionellen Begegnung verstanden werden.

Abstract | Presence is a basic contingency of human being. It is significant for the practice and ethics of help and shall be seen as a base for helping acts. Presence is an attitude which facilitates the other to appear in daylight openly, because it is not only conceding „what“ the other does but allows a view on him as „who“ he is. Presence can therefore be seen as a basis for professional encounters.

Schlüsselwörter ▶ Handlungskompetenz
▶ soziale Berufe ▶ Berufspraxis ▶ Ethik
▶ Individuum ▶ Methode

Vorbemerkungen und ein Hinweis zur Lektüre des Textes¹ | Menschen, die in helfenden Berufen arbeiten, bedürfen professioneller Qualifikationen, wissenschaftlich abgesicherter Handlungsoptionen und eines entsprechenden Erfahrungswissens. Sie brauchen aber auch einen angemessenen Verständnishorizont für ihr Tun sowie Haltungen, die, sofern sie sich als Grundhaltungen auf den Grund helfender Begegnung beziehen, als Berufsethik bezeichnet werden können. Präsent zu sein ist eine solche Grundmöglichkeit menschlichen Daseins, die für die Praxis und Ethik des Helfens bedeutsam ist.

In manchen dieser Berufsethiken, wie mir scheint vor allem im Kontext des Konzepts einer Care-Ethik (zum Beispiel *Conradi* 2001) beziehungsweise einer

Ethik der Achtsamkeit, nimmt man sich zumindest in Ansätzen der Frage nach dem Gegenwärtig-sein an. Allerdings wird Achtsamkeit meines Erachtens nicht aus der Erfahrung der Präsenz gedacht, sondern zu meist vorgestellt als intentional-willentlicher Akt beziehungsweise wird sie nach ihrem Gebrauchswert als professionelles Instrument bewertet. So fragt etwa die Philosophin und Gesundheitswissenschaftlerin *Anne Lützenkirchen* nach „Bedeutung und Nutzen von Achtsamkeit in der Sozialen Arbeit“ und stellt fest, dass diese in einen Zustand erhöhter Wachheit und Präsenz versetzt und deshalb allgemein als „Instrument der Psychohygiene“ (*Lützenkirchen* 2004, S. 35) gewinnbringend eingesetzt werden kann. Der Begriff der Gegenwart wird verwendet und Gegenwärtig-sein wird hier wie so oft zwar als Bedingung professionellen Handelns wertgeschätzt, aber nicht in seiner Phänomenalität aufgewiesen oder ausdrücklich bedacht.

Dies soll in den folgenden Zeilen versucht werden, indem die im Titel dieses Beitrages genannten Begriffe Sammlung, Übung und Gegenwart aus ihrer Beziehung verstanden werden. Wenngleich diese Schlüsselbegriffe der folgenden Überlegungen nicht dem modernen Design des sich in seiner Alltäglichkeit begreifenden Menschen entspringen, so können wir die uns beherrschende Konditionierung dennoch verlassen und uns auf das entfremdend einlassen und von dem zurückrufen und in Anspruch nehmen lassen, was die einzelnen Worte in ihrer Zusammenfügung sagen: Sie sprechen von unserem uns gewährten Vermögen, präsent zu sein und im Licht der Ge-

¹ Vorweg sei ein kurzer Hinweis zur Lektüre gestattet: Am Exaktheitsideal orientiertes wissenschaftliches Denken schafft sich durch Forschungsfragen und Definitionen ein Objekt, dem sich die Forschenden gegen, „über“ stellen. Sie sprechen daher über etwas. Der folgende Text möchte hingegen, von der Sache des Denkens angesprochen, von ihr sprechen und verstellende Vorstellungen ursprünglicher Erfahrungen abbauen, um Sich-Zeigendes freizulegen. Fortschritt und Rückschritt der Erkenntnis gehören in ihm wesentlich zusammen. Er ist deshalb weder einfachhin ein wissenschaftlicher noch ein unwissenschaftlicher Text. Dem entsprechend sind die sechs Gedankenschritte auch keine Addition objektiver Vorstellungen, sondern stehen zum Erfahren ihrer Erfahrung in einer subjektivitätsstiftenden Beziehung. Dies heißt, dass wir als Fragende selbst infrage gestellt und zu einem erfahrenden Denken unterwegs sind. Der Text, selbst ein Bewegter, spricht deshalb im Unterwegs und vollzieht eher eine zirkuläre denn eine lineare Bewegung.

Geben gibt

Es ist wieder soweit. Weihnachten, das Fest der Nächstenliebe – und des Schenkens – steht vor der Tür. Die Konsumforscher der GfK aus Nürnberg verkündigten schon jetzt ihre „Frohe Botschaft“: Gut neun Prozent mehr Geld wollen die Deutschen in diesem Jahr für Weihnachtsgeschenke ausgeben.

Von solchen Zuwächsen können die Spenden sammelnden Organisationen nur träumen. Das Volumen der Geldspenden stagniert seit Jahren, von Sonderereignissen wie dem Tsunami 2004 oder dem Haiti-Erdbeben 2010 einmal abgesehen. Woran liegt es, dass das eherne Gesetz des Wachstums nicht auch für die Großzügigkeit der Deutschen gilt? Obwohl doch soziologische und psychologische Studien immer wieder belegen: Spenden und ehrenamtliches Engagement machen glücklich – und zwar die Gebenden ebenso wie die Empfänger.

Ein möglicher Erklärungsansatz: Auch umgekehrt findet sich der Zusammenhang wissenschaftlich bestätigt: Glückliche, zufriedene Menschen spenden mehr. Das ergab zuletzt der World Giving Index 2010 der britischen Charities Aid Foundation (CAF). Dass wir mit der Zufriedenheit so unsere Probleme haben, wissen wir längst. In der jüngsten Ausgabe (2011) der CAF-Erhebung landet Deutschland auf Platz 26 von 153 weltweit untersuchten Ländern. Viel gebefreudiger als die Deutschen sind demnach unter anderem die Menschen in den USA, Irland, Australien, den Niederlanden, Thailand und selbst in Nigeria, Guyana und Ghana.

Am 5. Dezember vergibt das Bündnis für Gemeinnützigkeit, in dem das DZI beratend mitwirkt, zum inzwischen vierten Mal den Deutschen Engagementpreis – unter dem Slogan „Geben gibt“. Der Preis leistet einen wertvollen Beitrag zu einer besseren Anerkennungskultur für zivilgesellschaftliches Engagement. Aber es ist immer noch ein weiter Weg für uns grüblerische Deutsche, zu wirklich großzügigen Spendern und Engagierten zu werden. Das Fest der Nächstenliebe und des Schenkens wäre der richtige Anlass, auf diesem Weg ein gutes Stück vorwärts zu kommen.

Burkhard Wilke
wilke@dzi.de

genwart gegenwärtig zu sein, zu existieren. Formulieren wir dies genauer: Der Mensch existiert nicht nur im Licht der Gegenwart, sondern er existiert, wie der Philosoph *Martin Heidegger* in seiner Daseinsanalyse formuliert. Dies meint: Nicht nur ist ihm im Licht der Gegenwart Gegenwärtiges präsent, sondern auch die Gegenwart des Gegenwärtigen selbst. Er erfährt somit die Dinge nicht nur gelichtet *im* Licht, sondern das Licht selbst ist uns mit-gegenwärtig. Diese Grunderfahrung soll nun in sechs Schritten in ihrer Relevanz für die Frage nach einem möglichen Fundament helfender Berufe entfaltet werden.

Gegenwärtig sein oder „Werde, der du bist“ | In der Frage nach der Bedeutung des Gegenwärtig-seins geht es um uns selbst, insofern wir selbst in der unausweichlichen Möglichkeit und Notwendigkeit stehen, selber präsent, „da“ im Sinne von weltoffen und mit Anderen in der Welt zu sein. Selber zu sein, menschliche Identität, ist nicht einfach etwas Vorliegendes, das wir wie ein Ding haben könnten, sondern eine eigentümliche Gabe, die uns als Möglichkeit aufgegeben ist. Präziser formuliert: Wir sind uns selbst so (auf)geben, dass in unserer Identität eine Differenz waltet. Vielleicht ist es gerade diese Differenz, die uns zutiefst bestimmt, so dass uns erst durch sie unsere eigentümliche Identität gewährt wird. Das heißt nun: Wir können unsere Identität nur haben, indem wir sie nicht haben, sondern loslassen.

Um diesen Gedanken in unsere Lebenserfahrung zurückzubinden, gehen wir einen Schritt zurück. Wir alle wissen: Wir sind nicht vorhanden wie ein Stein oder zuhanden wie ein Werkzeug. Uns ist zwar ähnlich wie allen anderen Dingen (Seienden) Sein gegeben, doch gerade die Weise, wie uns unser Sein gegeben ist, ist höchst frag- und denkwürdig. Wenn wir etwa alltagssprachlich davon reden, dass uns unser Leben zur Last wird, oder wenn uns Verzweiflung überkommt, etwa weil uns die Möglichkeit, selber zu sein, überfordert, aber auch wenn wir in der Gestimmtheit und Haltung des Dankes unser Leben bejahen, dann sind dies Hinweise auf diese besondere Weise, wie uns unsere Existenz gegeben ist, nämlich als Auf-Gabe. Und eben dies ist mit der Rede gemeint, dass wir von einer Differenz bestimmt sind.

Die hier angesprochene Differenz spricht von der uns bestimmenden Möglichkeit, die zu werden, die wir sind. In dem, was wir sind, waltet daher eine

Bewegung des Werdens. Wie aber können wir die werden, die wir sind? Dann müssten wir uns ja in einer gewissen Weise loslassen, ja vielleicht sogar in diese Bewegung verlieren? Diese Bewegung möchte ich mit einem alten Wort benennen, das wir seit Kindertagen kennen und das uns vielleicht dennoch nicht vertraut ist: Übung.

Was sollen wir nun üben? *Gerd Haeffner* hat in seinem Buch „In der Gegenwart leben“ nicht nur gezeigt, dass das Thema des Gegenwärtig-werdens die Geschichte der europäischen Tradition zutiefst bestimmt, sondern dass es hier um ein „Urphänomen“ geht. Als ein nicht mehr auf etwas anderes rückführbares Phänomen ermöglicht Gegenwart allem Anwesenden sein Gegenwärtig-sein-für-uns. Gerade deshalb fragt *Haeffner*, ob Gegenwart selbst für uns vielleicht zu stark ist, und schreibt: „Gegenwart kann so unerträglich sein, daß wir uns dadurch vor einer Verletzung schützen, daß wir ihr zu starkes Licht zu brechen versuchen, zum Beispiel durch eine Vermittlung durch die beiden anderen Zeitmodi“ (*Haeffner* 1996, S. 147). In der Metapher des Lichts verdeutlicht *Haeffner* unsere Fragestellung: Wir kennen die Erfahrung, einem so starken Licht ausgesetzt zu sein, dass wir, weil zu viel Licht ist, nichts sehen. Zwar sehen wir alles im Licht, weshalb man dies auch als ein Gelichtetes bezeichnen könnte, und im Licht ist es uns gegenwärtig, doch Licht selbst, das uns in allem Sehen von Gelichtetem mitgegenwärtig ist, kann durchaus die Kraft haben, selbst nicht mehr gesehen zu werden. Die Gegenwart als jenes, was alles Gegenwärtige gegenwärtig sein lässt, ist zwar immer mit-gegenwärtig, doch die Gegenwart der Gegenwart selbst zu vernehmen, ist vergleichbar dem starken Licht. Diese gilt es „übend“ zu erfahren.

Übung I: Etwas üben | Übung ist ein alltägliches Wort, das wir gewohnt sind, uns technologisch vorzustellen: Zuerst muss man üben, damit man dann etwas kann, worin wir Meister sind. Wer fleißig übt, beherrscht dann am Ende Dinge und Aufgaben des Alltags, zum Beispiel kann man dann Auto fahren, Häuser bauen, wissenschaftliche Texte schreiben, etc. Üben in diesem Sinne ist die Vorstufe eines Könnens. Eines Tages braucht es dieses Üben nicht mehr, denn wir funktionieren ja bereits perfekt. Als Perfekte sind wir selbst Fertiggemachte, wie die Übersetzung aus dem Lateinischen nahe legt. Durch das Üben also sind wir in der Lage, etwas zu tun, als Geübte dürfen wir

den Zwang weitergeben und als Könnende die Welt – wie klein oder groß sie auch immer sein mag – beherrschen.

Der buddhistische Gelehrte *Henepola Gunaratana* schreibt in seiner Einführung in die Vipassana-Meditation, in der es darum geht, in geduldigen Übungen die ganze Aufmerksamkeit seinem Atem, das heißt seiner eigenen Präsenz, zu schenken: „An irgendeiner Stelle während dieses Prozesses werden Sie mit der plötzlichen und schockierenden Erkenntnis konfrontiert werden, dass Sie völlig verrückt sind. Ihr Geist ist ein kreischendes und schnatterndes Irrenhaus auf Rädern, das in heillosem Durcheinander den Hügel hinunterbraust, gänzlich außer Kontrolle und hoffnungslos. Kein Problem. Sie sind nicht verrückter, als Sie es gestern waren. Es ist immer so gewesen, und Sie haben es einfach nie bemerkt“ (*Gunaratana* 1996, S. 85). Diese Erfahrung vermag jeder zu machen, unabhängig davon, welche Meditationsform er wählt. Üben heißt hier etwas üben. Dieses Üben ist in seiner Schlichtheit schwierig und nur eine buddhistische Geduld mit uns selbst lässt uns den Mangel des Könnens ertragen, das bedrückende Nicht des Nicht-Könnens selbst bejahend loslassen.

Ist nun die Differenz, die uns in unserer Identität bestimmt und welche bedeutet, dass unser Gegenwärtig-sein immer ein Gegenwärtig-werden bedeutet, eine technische, die durch Üben überwunden werden kann? Reicht dieses Vor-Verständnis von Üben auch, die Übung der Sammlung, das heißt die Einübung in die Gegenwart zu verstehen? Oder gibt es im wesentlichen Bereich ein Üben, das uns erst in ein Üben gelangen und darin übend verweilen und verweilend üben lässt? Bedarf es hier eines Könnens, um das Üben zu üben? Und waltet im Üben nicht selbst eine eigentümliche Differenz, die ich vorwegnehmend als Nicht-Üben bezeichnen möchte? Gehen wir wieder einen Schritt zurück und fragen schlicht: Wenn das Gegenwärtig-sein tatsächlich so sehr unser Wesen bestimmt, warum dann die Betonung des Übens? Weil, so möchte ich antworten, die Nähe zu uns selbst gleichwohl auch eine Ferne ist. Nähe und Fremde schließen einander nicht aus.

Zerstreut-sein oder: Das Angenehme des alltäglichen Selbst-los-seins | Die existenziell erfahrbare Differenz ist sowohl eine existenziale, in unserer Existenzweise gründende, wie eine epochale.

Sich selbst bejahend loslassen, dies Einfache ist zugleich das Schwierige nicht zuletzt aufgrund unserer Verflochtenheit in eine epochale Grunderfahrung, wo das Einfache schnell langatmig zu werden droht, wo einen unversehens die Stimmung der langen Weile überkommt, wenn kein unmittelbarer Fortschritt eintritt, wo scheinbar nur Neues uns vor einer untergründigen *acedia* rettet und in eine aufregendere Zukunft vorantreibt. Denn seit Jahrhunderten sind wir daran gewöhnt, nicht so sehr im Einfachen zu wohnen, sondern uns von der Dynamik des Neuen bestimmen zu lassen und sich neugierig zu zerstreuen.

In der Epoche der Neuzeit hat die Erfahrung des Neuen einen entscheidenden Stellenwert bekommen: Das Neue, das vom Allerneuesten stets überholt und bewertet wird, diese Dynamik eines eigentümlichen Werdens, das einerseits unendlich linear zu verlaufen scheint, andererseits, wie etwa *Adorno* und *Horkheimer* in der „Dialektik der Aufklärung“ (1969) gezeigt haben, in sich zugleich zirkulär ist, also eine Art ewiger Wiederkehr des Gleichen, deren Bewegung sich stets beschleunigt, dieses Neue bestimmt uns in unserer Selbst-Erfahrung. Diese drängt uns, sich selbst stets vorweg beim Nächsten und Übernächsten zu sein und unser Gegenwärtig-sein als selbstverständliche Voraussetzung dieser Dynamik zu überspringen. Wir sind deshalb, wie wir auch alltagssprachlich sagen, ständig „auf dem Sprung“.

Es ist also weniger ein Prozess der theoretischen Neugierde, sondern ein praktisches Bedürfnis, das unseren neuzeitlichen Alltag bestimmt, unsere alltägliche Weise selber zu sein. Eine unseren Alltag tragende Grundstruktur sagt uns, wie wir zu sein haben. Genauer sagt sie natürlich nur, wie *man* zu sein hat. Manifest wird dies etwa an der Verknüpfung des Habens von Glücksgefühlen mit dem Haben der rund um die Uhr angepriesenen, stets neuesten Waren. Wer sich diesem Strom der Präsenz des je Neuen einpasst, kann ganz entspannt die Last seines Selbstseins loslassen. Er darf in alle Richtungen Interessen, Bedürfnisse, Reize auskosten und in dieser angenehmen Zerstreuung Erholung suchen. Es ist allerdings eine Erholung, die, vergleichbar dem Amüsement, uns erst recht an das Bedrängende bindet.

Was ist so angenehm an dieser Zerstreuung? Wir sind überall und nirgends und wir tun das, was alle tun, was man tut, sind also nicht allein, einsam und

erlangen so scheinbar eine Identität – nämlich eine ohne Differenz. Die Last der eingangs angesprochenen Situation des Menschen als eines in Differenz und Identität Existierenden scheint überwunden zu sein: Zerstreu bin ich ein Moment eines Ganzen als des je immer Größeren. Ich muss nicht mehr selbst mein Mich-mir-gegeben-Sein übernehmen und kann die Gabe und Aufgabe meiner Existenz überspringen.

Zerstreu-sein beziehungsweise die Neugier als eine Weise des Sich-Zerstreuens entlastet uns also. Eine analoge Entlastung von der Not des Selber-seins wäre zum Beispiel auch in der alltäglichen Differenz von Hören und Gehorsam-sein zu erkennen: Wer gehorsam ist, braucht nicht mehr selbst zu hören, sondern bestenfalls auf einen Befehl zu horchen, sich nach ihm zu richten. Oder ein anderes Beispiel für eine angenehme Entlastung: Wer sich Bekenntnissen verschreibt, braucht sich diesen nur unterzuordnen und muss sich nicht selber auf einen erfahrenden Weg begeben. Phänomenologisch interpretiert besagen diese Beispiele: Man muss nur noch in intentionalen Verhältnissen und Beziehungen leben, nicht aber den Anspruch seines Daseins übernehmen.

In unserem Alltag manifestiert sich diese Weise unseres In-der-Welt-Seins in der Allgegenwart von Geschäftigkeit. Geschäftigkeit beschäftigt uns zunehmend, nämlich rund um die Uhr bis hinein in unsere Träume. Beschäftigt zu sein ist nicht nur ein ökonomischer und sozialpolitischer Zwang, vielmehr eine bestimmende Grundlage unseres Mitseins. Denn wer immer in diesem vorherrschenden Kontext Zeit erübrigen kann, etwa, um sich zu sammeln, muss irritieren. Die Sozialwissenschaftlerin *Marianne Gronemeyer* dokumentiert dies in ihrem Buch „Das Leben als letzte Gelegenheit“ und formuliert sehr präzise: „Die Klage über einen eklatanten Mangel an Zeit ist ein alltags-routiniertes Zeremoniell. [...] Wer etwas auf sich hält, kann es sich nicht leisten, Zeit in Hülle und Fülle zu haben. Nur geschäftige Eile verleiht die Aura der Bedeutsamkeit“ (*Gronemeyer* 1993, S. 73). Zeit nicht für die Übung der Sammlung zu verschwenden, so könnten wir fortsetzen, wäre ein moralisches Gebot.

Zwar bemerkte der Sozialpsychologe *Alexander Mitscherlich* schon vor einem halben Jahrhundert in dieser alltäglichen Betriebsamkeit eine neurotische Struktur, wenn er schreibt: „Alle Faszination geht vom Handeln, von unruhiger Geschäftigkeit aus;

Bedenken, Zaudern ist derart verdächtig, daß schon aus dieser Reaktion allein geschlossen werden könnte, wie neurotisch-prekär die innere Situation der verschiedenen Gruppen von Stadtbewohnern ist“ (Mitscherlich 1980, S. 47 f.). Doch es entspricht dem Wesen des „man“, sich gerade nicht davon erschüttern zu lassen, dass die geschäftige Betriebsamkeit, Zerstreuung, Gier nach Neuem Formen des Besessenseins sind, in der Sprache der klassischen Philosophie formuliert: eines Fremdbestimmtheits oder einer Heteronomie, welche Subjektivität nicht in der Weite seines Daseins, sondern nur in einem vorgegebenen Rahmen sich erfahren lassen.

Aus dieser Sicht, das heißt aus der Erfahrung gegenwärtigen Daseins, erscheint die Existenzweise des Man-selbst-Seins als Fluchtverhalten vor dem eigenen Da, weshalb sowohl die Selbsterfahrung des Einzelnen wie die Begegnung mit Anderen nur flüchtige Ereignisse sind. Flüchtig nur erfahren wir uns auch selbst als Flüchtende, nicht zuletzt vor dem Anspruch der Gegenwart. In der Sozialen Arbeit tätige Menschen kennen dieses Fluchtverhalten nicht nur bei sich selbst, sondern finden es in zahllosen Formen auch bei ihren Klientinnen und Klienten. Etwa in unterschiedlichsten Gestalten süchtigen oder aggressiven Verhaltens, die gerade in ihrer Abhängigkeit vom Suchtmittel oder dem Aggressionsobjekt von einer tiefen Unselbstständigkeit zeugen. Oder versteckt in Formen eines sozialen Masochismus beziehungsweise einer autoritären Flucht vor der Freiheit. Aber auch ein gesellschaftlich gern geübtes Verhalten wie das Moralisieren als ein (meist abwertendes) Bewerten Anderer spiegelt weniger eine ethische Sensibilität als den Versuch, dem eigenen In-Anspruchgenommen-Sein unseres Daseins nicht entsprechen zu wollen beziehungsweise zu können.

Nach dem bisher Gesagten ist mit dem Gegenwärtig-sein eine Seinsweise gemeint, die vielfach verschüttet ist und als Möglichkeit erst wieder freigelegt werden muss. Als alltägliche Versuche, sich zu konzentrieren etwa, oder im Wunsch, dass einem jemand zuhören möge, oder auch im Bemühen, etwas bewusst zu tun oder etwas klar und deutlich zu erkennen, erfahren wir innerhalb des Subjektivitätsverständnisses der Neuzeit implizit ein Bedürfnis, präsent zu sein. Dieses Bedürfnis nach Gegenwart ist uns also einerseits nahe, andererseits als Druck, der auf uns lastet, zugleich fremd. In ihm spiegelt sich aber auch eine

Not, das, wessen wir bedürfen, was wir zutiefst brauchen. Es soll somit die These aufgestellt werden, dass in den alltäglichen Bedürfnissen verborgen, überspielt, übertönt, übersehen und überhört ein Brauchen waltet, das durch keine Bedürfnisbefriedigung gestillt werden kann: Es braucht eine Weise zu sein, die uns gegenwärtig werden lässt. Es braucht einen Zeit-Spiel-Raum, der Gegenwärtig-sein zulässt. Erinnern wir uns an die methodische Vorgangsweise der Phänomenologie, so ist Alltäglichkeit nicht zu überspringen, aber auf ihre Tiefendimension hin zu bedenken. Gehen wir also wiederum einen Schritt zurück und wieder-holen wir unseren Versuch, von der Sammlung zu sprechen.

Die Übung der Sammlung oder der wiederholende Rückgang | Gegenwärtig zu sein, ist eine Möglichkeit, die uns gegeben, ja aufgegeben ist. Es ist aber keine Existenzform, die wir haben oder verlieren könnten wie einen Gegenstand, sondern eine Gabe, die wir nur zulassen können, indem wir die Differenz, die wir sind, eigens übernehmen und uns aus der Zerstreuung zurückrufen lassen. Dieses Zulassen ist das Wesen der Übung der Sammlung. Sammlung aber ist jene Weise unseres ausgezeichneten Selbstseins, in der wir uns selbst und einander offen im Sinne von gegenwärtig sind, in der wir, einander begegnend, die werden, die wir sind: Sammlung stiftet diese Identität in der Differenz zueinander. In ihr entbirgt sich unser Selbstsein und ist gleichwohl geborgen, dem grellen Licht der Neugierde beziehungsweise dem verobjektivierenden Feststellen entzogen und verborgen. Sammlung wahrt unser Selbstsein.

Unsere herkömmlichen Interpretationsschemata von aktiv und passiv sind in ihrer Erfahrungstiefe nicht ausreichend, um das „Tun“ der Sammlung zu verstehen, denn ihr Nicht-Tun ist nicht einfach ein Nichts-Tun. Und Meditation als eine spezifische Weise des Sich-Sammelns ist dann auch etwas anderes als eine Konzentrationsübung, auch keine Höchstform an Selbstbeherrschung. Sie ist überhaupt nicht das Tun eines aus dem Subjektivitätsparadigma gedeuteten Ich, das sein „Ich“ aus der Zerstreuung sammelt, um anschließend vielleicht stärker zu sein etc. Gleichwohl ist es ein Tun, aber ein solches, das sich als Entsprechen erfährt. Dies ist ein entscheidender Gedanke, der sich verdeutlichen mag, wenn wir unser jedes professionelle Gespräch fundierende Hören bedenken.

Hörend gegenwärtig zu sein, ganz beim Gehörten und in der Welt des Sprechenden zu sein, im Wort des Anderen diesem selbst zu begegnen, dieses Hören-Können ist uns ermöglicht vom Anderen, es verdankt sich seinem Zuspruch. Zugleich aber ist der Andere angewiesen auf unser Hören, denn nur deshalb, weil wir hörend gegenwärtig sind, kann er uns seine Welt eröffnen. So sind wir einander vereignet. Sprechende und Hörende sind nicht zwei Subjekte, das eine aktiv, das andere passiv, die sich ausdrücken beziehungsweise das Ausgedrückte empfangend in ihre Welt einordnen. Vielmehr verdanken wir einander unser Sein-Dürfen für einander. Die zugrunde liegende Offenheit unseres Wesens, als Ortschaft dem Anderen ganz, das heißt persönlich begegnen zu dürfen, ist von keinem hergestellt oder bewirkt oder gar verursacht worden.

Das Tun der Sammlung ist ein Sich-in-Anspruchnehmen-Lassen, ein antwortendes Entsprechen. Sammlung heißt also: der Sprache des Wesens entsprechen, Seiendes in seinem Anwesen zuzulassen. Existenzial formuliert: sich in einen Bezug einzulassen, in dem wir immer schon sind. Dieser Bezug, in dem wir sind, ist uns aber alltäglich verborgen schon durch die Vorstellung unseres In-seins als eines Vorhanden-seins in etwas anderem. In einem Koordinatensystem zu fassende Beziehungen des räumlich und zeitlich vorhandenen Seins von etwas in einem anderen reichen aber nicht hin, die Offenheit unseres Daseins der Offenheit selbst gegenüber zu fassen. Denn die Grundweise unseres Daseins in der Welt erschöpft sich nicht darin, dass wir etwas vernehmen, dass wir etwas *als* etwas vernehmen, sondern dass uns der Horizont dieses Vernehmens, ja dieses selbst offen ist. Wenn wir in der Welt anwesend, präsent sind, vergegenwärtigen wir uns also nicht nur etwas in dem, was es ist, sondern dies, dass uns überhaupt dies Seiende in seinem Was-sein gegeben ist, ist uns unthematisch mitgegeben. Im Dass-sein als Horizont allen Was-seins deutet sich nun die Gegenwart des Gegenwärtigen an. Nur deshalb kann uns etwas in dem, was es ist, gegenwärtig sein, weil ein unscheinbares und unaufdringliches *Dass*, das heißt Gegenwart selbst, Seiendes gegenwärtig, für uns anwesend sein lässt.

Gesammelt im Da unserer Existenz zu sein ist eine ausgezeichnete Weise, Seiendes in seinem Anwesen zu erfahren, die Gegenwart des Gegenwärtigen zu

vernehmen. Diese Existenzweise ist kein Tun im herkömmlichen, sehr wohl aber eine *téchne* im griechischen Sinn, das heißt eine Kunst, ein Vermögen menschlichen Seins. Wir vermögen uns zu sammeln nicht Kraft eines Willensentschlusses, eher schon dort, wo wir unseren Willen entschließen, das heißt aufschließen für das, was allem Willen erst sein intentionales Wollen ermöglicht.

Weil unser Vermögen der Sammlung aber selbst ermöglicht ist, bedarf unser Tun der Sammlung eher eines Nicht-Wollens als eines Wollens, bedarf es einer Verwandlung unseres Willens vom intentionalen Bewirken in ein Zulassen. Das Nicht-Wollen zu wollen, mag ein Schritt in diese Verwandlung sein, die sich aus der Zerstreuung zurückrufen lässt. In einem Feldweggespräch benennt *Heidegger* dies mit dem alten Wort der Gelassenheit. Das Gegenüber unseres gesammelten Seins im Da zu jenem Ermöglichenden ist keines mehr, das von Subjektivität und Objektivität her bestimmt werden könnte, das heißt vom Entwerfen, Gegenwerfen oder Unterwerfen. Gegenständlichkeit entschwindet zugunsten eines lassend-zulassenden Bezugs.

Die Übung der Sammlung mag, sofern sie übed vollzogen wird, als eine Weise leibhaften Vernehmens verstanden werden: Vernehmen bedeutet dann nicht ein abstraktes Erkennen, sondern ein leibhaftiges Gewahr-werden dessen, dass wir in einen Bezug zum Ganzen und zum Grunde unseres Daseins eingelassen sind. Leibhaftige Sammlung könnte als ein radikales Denken verstanden werden. Dieses Denken leibhaftiger Gesammeltheit überwindet gewaltlos den vorherrschenden Denkentwurf eines vorstellenden Denkens, dem alles nur in einer rechnenden und verobjektivierenden Beziehung begegnen kann. Leibhaftige Sammlung wäre ein Denken, wo nicht ein Etwas in mir sich ein Etwas außer mir setzt und sich so als ein Subjekt konstituiert, sondern ein Denken, das sich selbst und seine Selbstheit empfängt. Nicht mehr Es denkt in mir, sondern ich selbst stehe in einem Bezug, ja dieser Bezug ermöglicht mich in meinem Selber-sein.

Da leibhaftige Sammlung keine Konzentration eines Ich ist, ist das Ganze und der Grund, der in dieser Sammlung und in die Gesammeltheit ruft, auch kein Gegenstand der Erkenntnis. Das Ganze und der Grund geben sich vielmehr zu erfahren vor aller Erkenntnis und vor aller Bewertung. Jede

Erkenntnis und Bewertung würde sich außerhalb des Bezugs stellen und die Gesamtheit in eine Vorstelltheit unseres Wesens verwandeln. Das gesammelt-antwortende Vernehmen des Ganzen und des Grundes ist in gewisser Weise formlos, kategorienlos, begriffslos, sprachlos – und steht doch im Anspruch. Der Anspruch des Ganzen und des Grundes, wie er sich unserem gesammelten Dasein entbirgt, gibt sich uns zu erfahren als ein Geschehen, das uns in unsere Einheit und Identität, wie *Heidegger* sagt, in ein Beruhen loslässt; als ein Geschehen, das uns selbst bejahen lässt, weil wir erfahren können, dass es gut ist zu sein; als ein Geschehen, in dem offenbar wird, wer wir sind und sein können, wo wir uns selbst unverborgenen erschlossen sind. Wäre der Begriff des Schönen nicht überlagert durch sein Vorverständnis aus dem subjektiven Erleben, vielleicht könnte er benennen, was uns im Anspruch des Ganzen und des Grundes als ursprüngliche Erfahrung trifft und überkommt. Die Übung der Sammlung wäre dann eine „Erfahrung mit der leibhaftigen Einübung in das befreiende Übereinstimmen mit dem Ganzen und dem Grund“ (*Wucherer-Huldenfeld* 1997, S. 378).

Übung II: Das Nicht-Üben üben | Karl Baier, der in der Übung der Meditation philosophierend (*Baier* 2009) beheimatet ist, schreibt in einem seiner Texte mit dem Titel NICHT-ÜBEN. XXXII Sprüche: „XXXII Nicht-Üben ist die gelöste Bewegung von Form und Formlosem in unabsichtlicher Offenheit füreinander. Es ist keine Frage der Kunstfertigkeit und Perfektion, sondern des Geschehenlassens des Ursprungs, der in Haltung und Atmung aufgeht“ (*Baier* 2001).

Die Differenz, von der wir schon eingangs gesprochen haben, begleitet uns bis in das Nicht-Üben als der äußersten Form des Übens. Nicht mehr ein Etwas wird geübt, sondern dem Ursprung allen Übens wird Raum gegeben in einem Geschehenlassen, das hier als „gelöste Bewegung von Form und Formlosem in unabsichtlicher Offenheit füreinander“ bezeichnet wird. Auch das Nicht-Üben ist ein Üben, aber eben ein solches, das sich nicht am Üben festhält, sondern sich seinem Woher anschmiegt – und dies in leibhaftiger Weise: Es geht in „Haltung und Atmung“ auf.

Fassen wir unseren bisherigen Versuch, die Begriffe Gegenwart, Übung und Sammlung in Beziehung zueinander zu setzen zusammen, so könnten wir formulieren: In der nicht verobjektivierbaren und daher begrifflich nicht einholbaren, ja dem vorstellenden Denken stets entzogenen und in gewisser Weise sich als „Nichts“ zu erfahren gebenden Urfahrung gegenwärtig zu sein, sind Vergangenheit und Zukunft nicht abwesend, sondern berühren einander so, dass sie einander in ihr Eigenes freigeben. Die Übung der Sammlung ist jenes „Tun“, das sich, dem Anspruch der Gegenwart öffnend, in ein Nicht-Tun wandeln lässt und so zum Ort einer vernehmen- den Gegenwart wird. Dieses Tun soll abschließend in seiner Relevanz für helfendes Handeln erfragt werden.

Schlussbemerkungen: Helfend gegenwärtig sein | Aus der Gesamtheit begegnen meint: Nicht ein Ich und ein Du tauschen Informationen aus und benutzen einander in Rollenkonfigurationen, sondern gewähren einander einen Zeit-Spiel-Raum des Anwesens. In dem Maß, wie in diesem Zeit-Spiel-Raum die Vorstellung eines Ich und eines Du losgelassen werden kann, kann er zum Ort eines Durcheinander werden, wo jeder sich durch den Anderen beschenkt und bejaht erfährt. Im Schlussatz von „Vom Wesen des Grundes“ formuliert *Heidegger*: „[...] nur das Hörenkönnen in die Ferne zeitigt dem Dasein als Selbst das Erwachen der Antwort des Mitdaseins, im Mitsein mit dem es die Ichheit darangeben kann, um sich als eigentliches Selbst zu gewinnen“ (*Heidegger* 1976, S. 175). Versteht man das „Hörenkönnen in die Ferne“ als die Grundweise einer Übung der Sammlung, dann erweist es sich nun als entscheidend für die Möglichkeit, einander „selbst“ zu begegnen.

Nicht ausgeschlossen ist nun, dass die Übung der Sammlung nicht nur menschlich-personale, sondern auch professionelle Begegnung verwandelt. In dem Maß, wie diese vom Bedürfnis nach Handlungssicherheit bedrängt ist und mit wissenschaftlicher Methodik Manuals, Handreichungen oder Checklisten erstellt, entgleitet der Andere in seinem Dass-sein, seiner offenen Präsenz, und wird innerhalb des Horizonts eines Was-seins erschlossen. Professionelle Begegnung aber, die den Anderen gegenwärtig sein lässt, achtet nicht nur auf ein Etwas an ihm, sondern eröffnet dem Anderen aus der Haltung der Achtsamkeit Welt und lässt ihn in seinem Wesen zu. Die Differenz, die sich hier

in der professionellen Begegnung auftut, ist die nicht aufzuhebende Differenz des Besorgens zur sein-lasenden Fürsorge, genauer: des besorgenden Behandelns zur für-sorgenden Begegnung.

Dies bedeutet, dass professionelle Begegnung aus der Gesammeltheit ein emanzipatorischer Prozess ist, der aus den Verstrickungen in Was-heiten befreit: Sie legt das Dasein nicht fest auf die Wirklichkeit seines Was-seins, sondern befreit zu den Möglichkeiten seines Da-seins. Um dies noch einmal aus der Praxis der Sozialarbeit am Beispiel des Hörens zu verdeutlichen: Nur ein gesammeltes Dasein kann zu einer Ortschaft für eine erzählte Lebensgeschichte werden. Denn dieses hört nicht nur Richtiges und Falsches, sondern hört Unerhörtes, den Anderen selbst. Menschen, die in helfenden Berufen arbeiten, stehen in einer ausgezeichneten Weise unter dem Anspruch des Anderen, ihr Helfen ist eine Weise des entsprechenden Hörens. Sie sind als Hörende in ein Ereignis der Begegnung eingelassen, wo sie erfahren können, dass ihnen die Welt des Anderen eröffnet und die abgründige Erfahrung zuteil wird, dass sie selbst zum Raum der Gegenwart des Anderen werden können, ja dass sie in der Möglichkeit stehen, dem Anderen Möglichkeiten seines Daseins einzuräumen, verhärtete Verhältnisse der Vergangenheit in eine emanzipatorische Zukunft zu verwandeln. Der Hörende beziehungsweise Helfende sollte dankbar sein, möchte man in Abwandlung einer buddhistischen Lebenserfahrung sagen, dass der Schenkende und nicht der Beschenkte dankbar sein soll, weil seine Gabe, und damit er selbst, angenommen wurde.

Wie bedrängend aus der Sicht helfender Berufe unser Alltag und seine Nöte immer sein mögen. Wie sehr wir unter dem Zwang der Verhältnisse zu einem Tun genötigt werden, so gründet all unser Tun und Besorgen doch in einem eigentümlichen Nicht-Tun und einer abgründigen Sorglosigkeit. Denn der Anspruch des Anderen erschöpft sich nicht darin, dass wir etwas für ihn tun, sondern zielt darauf, dass er in seinem Da- und Dass-sein gegenwärtig *sein* darf. Die Übung der Sammlung ist deshalb kein von konkretem Handlungswissen separiertes Fundament, sondern eine alle Weisen des Helfens fundierende Grundhaltung, die professionelle Qualifikationen zu menschlichen werden lassen: Sie fundiert jene Weise menschlicher Begegnung, die den Anderen sich an ihm selbst von sich selbst her sich zeigen lässt, und ist in diesem

Sinne ein Moment eines abgründigen Geschehens der Unverborgenheit, das heißt des Ans-Licht-Kommens, von Wahrheit.

*Professor Dr. Johannes Vorlauffer ist Philosoph und lehrt Sozialphilosophie, Ethik, Wissenschaftstheorie, Sozialinformatik und Interdisziplinäre Fallanalyse an der Fachhochschule Campus Wien.
E-Mail: johannes.vorlauffer@fh-campuswien.ac.at*

Literatur

- Adorno**, Theodor W.; Horkheimer, Max: Dialektik der Aufklärung. Frankfurt am Main 1969
- Baier**, Karl: NICHT-ÜBEN. XXXII Sprüche. Obergrafendorf 2001
- Baier**, Karl: Meditation und Moderne. Zur Genese eines Kernbereichs moderner Spiritualität in der Wechselwirkung zwischen Westeuropa, Nordamerika und Asien. Würzburg 2009
- Conradi**, Elisabeth: Take Care. Grundlagen einer Ethik der Achtsamkeit. Frankfurt am Main 2001
- Gronemeyer**, Marianne: Das Leben als letzte Gelegenheit. Sicherheitsbedürfnisse und Zeitknappheit. Darmstadt 1993
- Gunaratana**, Henepola: Die Praxis der Achtsamkeit. Einführung in die Vipassana-Meditation. Heidelberg 1996
- Haeffner**, Gerd: In der Gegenwart leben. Auf der Spur eines Urphänomens. Stuttgart 1996
- Heidegger**, Martin: Wegmarken, GA 9. Frankfurt am Main 1976
- Lützenkirchen**, Anne: Bedeutung und Nutzen von Achtsamkeit in der Sozialen Arbeit. In: Gruppendynamik und Organisationsberatung 1/2004, S. 27-36
- Mitscherlich**, Alexander: Die Unwirtlichkeit unserer Städte. Anstiftung zum Unfrieden. Frankfurt am Main 1980
- Wucherer-Huldenfeld**, Augustinus Karl: Zur Bedeutung des Lehrstücks von den Transzendentalien in der abendländischen Philosophie im Blick auf das andere Ufer frühen indischen Daseinsverständnisses. In: ders.: Ursprüngliche Erfahrung und personales Sein. Ausgewählte philosophische Studien II. Wien 1997, S. 347-378